

Enrico Bretschneider

**Der blinde Junge,
der sieben Sommertage lang
Farben sah**

ROMAN

**Ich habe die Geschichte schon oft erzählt,
aber meistens glauben mir die Leute nicht.**

Sie sind alle verschlossen, merken nichts von den Dingen, die sich neben ihrem Blick abspielen. Fantasielosigkeit heißt der Fluch, der in ihren vollen Köpfen die Farben auslöscht.

Stellt euch vor, es gäbe Farben, die euch fremd wären, stellt euch vor, ihr hättet noch nie den Himmel gesehen, wüsstest nicht, was Buchstaben sind. Stellt's euch einfach vor, denn Fantasie braucht ihr schon für meine Geschichte, oh ja, ohne Fantasie geht's nicht. Ihr müsst euch einiges vorstellen können, wenn ich euch erzähle, wie's damals war und wie's ist, wenn ihr mir nichts dir nichts vom Karlmäleon Farben gezeigt bekommt, die ihr nicht kennt, und wenn sich eine Welt auftut, die ihr sonst nur fühlt, riecht und durch eure Lauscher mitkriegt.

Besser ist, ihr macht die müden Äuglein zu, nicht weil's schon so spät ist, sondern weil ihr dann das Gleiche seht wie ich: nämlich nichts.

Irgendwo in meinem Kopf fehlt die Verbindung zwischen meinen Guckerchen zu meinem grauen Kasten. *Vollständig blind*, haben sie gesagt. Mein Leben lang guckte ich ins Schwarze – ins richtig Schwarze. Keine Unschärfe, kein Licht, kein Fünkchen Farbe sah ich, nein, nichts, einfach Schwarz. War'n Geburtsfehler. Aber ein paar Tage in den Sommerferien 1972 – es war damals so heiß wie heuer – sah ich die Farben in all ihrer Vielfalt, da erblühten Blumen und wankten im Wind, dass ich nicht wusste, ob's wirklich Blumen oder doch Bienen waren. Ich

sah Gelb so hell, als glühten tausend Sonnen auf der Wiese hinterm Haus, und das Grün, ich sag's euch, roch nicht nur wie zerzauster Sommer, es sah auch so aus.

Sieben Tage im Sommer, bestäubt von Licht und Farbe, streichen meine schwarzen Erinnerungen mit warmen Tönen.

Paps sagte immer: *Wenn das Leben dir nichts schenkt, solltest du selbst etwas geben.* Ich habe nichts, was ich euch geben könnte, aber vielleicht gelingt es mir, dass ihr euch nach meinen Worten an die Schönheit eurer bunten Welt erinnert. Erinnerungen sind nämlich auch ein Geschenk.

Hört also gut zu, wenn ich alles erzähle und schüttelt nicht gleich mit'm Kopf, wenn ihr meine Worte nicht glaubt, ich bekomm' das nämlich mit, auch wenn ich nichts sehe. Meine Ohren sind besser als die der Handwagen Helga drüben aus Regenwiese und die konnte bekanntlich Leergut auf drei Kilometer Entfernung scheppern hören. Und jetzt werft noch etwas Holz ins Feuer und bringt mir bitte was zum Trinken, denn weder meine Geschichte noch meine Kehle sollen trocken sein.

Ich höre fremde Stimmen unter euch. Falls ihr mich nicht kennt: Mein Name ist Karl Weltenlos aus Regenwiese. Wohne unten im Haus neben der großen Birke, die im Herbst wie ein verschlafenes Meer rauscht. Finkenweg 1. Keine Nachbarn außer Füchse und Amseln, aber 10 Minuten Fußweg bis ins Dorf.

Man muss ja sagen, wer man ist. Worte ohne Absender bringen nur Unruhe in die Welt. Oh ja, das tun sie.

Es begann an einem Montag.

Ich war damals sieben, als ich Jonny 421 kurz abschaltete. Jonny 421 lief schon den ganzen Tag und ich wollte Batterien sparen. Mit zwei Trockenbatterien, es waren die 1,5 Volt Stöpsel von Ampera, lief Jonny 421 ungefähr eine Woche. Mein Paps nahm mich einmal pro Monat mit zu Günther Latzl. Dort kauften wir immer acht dieser Batterien für Jonny 421.

Vater brauchte vom alten Latzl immer allerhand seltsame Dinge für seine Pentax SP M42. Belichtungsmesser, Farbnegativfilme, Objektive, aber auch Batterien. ISO 200, ISO 400? Für einen blinden Siebenjährigen ist Fotografie wie Musik für einen Tauben.

Mein Vater hatte für Musik nichts übrig, es waren die Bilder, die es ihm antaten. Er, Fotograf mit Leidenschaft, erkannte mit den Augen mehr als mit den Ohren. Bei mir war's andersrum. Paps sagte immer: *Zusammen sind wir unschlagbar*. Wir verstanden uns prächtig. Es sind ja immer die Gegensätze, die Menschen entweder zusammenschweißen oder abstoßen.

Ja ja, ich hörte einen Hasen so zeitig im Busch rascheln, dass Paps stets genügend Zeit fand, seine Pentax startklar zu machen. „Dort oben speckert ein Eichhörnchen. Gleich kommt der Zug, die Schienen summen“, so schlug ich Alarm, damit er seine Kamera hob. „Dein Film ist bald leer“, sagte ich oft grinsend, denn das konnte ich hören. Manchmal wollte ich ihn aber auch nur ärgern.

Es stimmte mich stets schwermütig, nichts von den Ergebnissen zu wissen, die mein Paps bei seiner Arbeit erzielte. Ich stellte mir immer vor, auf Bildern könnte man die Erde durch die Augen des Fotografen betrachten, dachte, das gleiche

Motiv sähe, abhängig vom Menschen, der es geschossen hatte, immer anders aus.

Wie sah Paps die Welt?

Und warum sah ich sie nicht?

Ich dachte, eine Fotografie wäre ein in sich geschlossener Kosmos, stets einzigartig und gerahmt in weißem Riffelpapier. Glaubte auch, dass kleine Menschlein, Hasen oder Frösche darin herumwuseln könnten wie in der echten Welt. Wozu sonst hätte man Fotos anfertigen sollen als zum Erschaffen kleiner Welten? Lange glaubte ich, die Dinge auf den Fotografien könnten sich bewegen, ihr inneres Licht den Tageszeiten anpassen. Nachts werde es darin dunkel, am Tag wieder hell, Geschöpfe legten sich schlafen oder frühstückten verträumt bei den ersten Sonnenstrahlen.

Hell und Dunkel. Vom Wechsel des Tageslichts hatte ich mitbekommen, konnte mir aber nichts darunter vorstellen. Meine Welt gähnte stets erstickend schwarz, erzählte nie vom Licht. Dennoch entgingen mir die Unterschiede nicht: Die Wärme des Tages ist der nächtlichen überlegen. Ein unsichtbarer Tag klingt nach Leben und warmer Geselligkeit, eine Nacht nach einem Schwebeflug durch die Einsamkeit. So stellte ich eine Analogie zwischen Helligkeit und Wärme her.

Es war kein Wunder, dass mein Paps alles fotografierte. Er sagte immer: *Mit Licht kann man zeichnen aber mit Farben Menschenherzen erwärmen.*

Den Teil mit der Wärme habe ich sofort verstanden. Licht ist Wärme – vielleicht fröstelte es mich deswegen immer so sehr. Was jedoch echte, spürbare Dunkelheit darstellte, sah man von der Finsternis ab, die sich in einem Herzen ausbreitete, welches

aller Tage Klang allein beschlägt, war mir bis zu diesem Sommer fremd gewesen.

Ich saß also auf dem alten Baumstumpf im Garten und schaltete Jonny 421 ab, weil die Nachrichten betrüblich klangen und der Empfang kratzte. Es war Ende Juli und die kleine Holzschachtel mit den Ersatzbatterien war in dieser Sommerwoche so leer wie die Schule im Dorf.

Paps, war unterwegs, um einen Zug zu fotografieren, und Mutter, damals bei Spectrulum beschäftigt, hatten mich allein gelassen. Es ging nicht anders.

Ich war zwar blind, konnte aber trotzdem allein auf mich aufpassen. Na ja, es ging nicht anders, nein, das ging's nicht, heute weiß ich das, damals verstand ich's nicht. Es vergingen immer nur ein paar Stunden, bis meine Tante oder jemand aus'm Dorf nach mir sah. In der Zeit, in der niemand auf mich aufpasste, hörte ich immer Jonny 421 zu. Lange Zeit mein einziger Freund, sah man vom Kohlekobold und meinem guten alten Bohnendosenroboter Bonifalz ab.

Was sollte ich machen? Manchmal hatte ich Angst. Ich war allein und blind, roch und hörte so manches. Ich hörte zwar viele Dinge, doch nicht das Lachen eines echten, menschlichen Freundes. Kinder können grausam sein und Erwachsene wissen nichts mehr von den Dingen, die Kinder zu Kindern machen. Trotzdem: Nein, ich war nie allein. Jonny 421 redete mir meine Traurigkeit aus und sang wundervolle Lieder.

Ich durfte den Garten nicht verlassen. Sah ich doch weniger als die Maulwürfe, über deren Hügel ich oft stolperte. Verständlich. Es war ein schöner Garten: Ebene Wiese, raschelnde Büsche und eine Bank, auf der Gedanken in Sonnenwärme reifen

können. Zauberhaft. Zwei Apfelbäume, auch Kirsche, Ahorn und Tanne. Ich konnte alles riechen, fühlen und hören, spürte wohin ich tapste, hörte Blumen und Gräser im Wind.

Über dem kleinen Tümpelteich zwischen der Rauschebirke und dem Holzschuppen befand sich eine zügige Schneise. Dort erzählte der Wind immer die unglaublichsten Geschichten, warnte mich aber auch vor dem kleinen Tümpel, mahnte mich vorm Hineinfallen. Oh ich mochte es sehr, wenn der Wind an meiner Jacke zog und zerrte, über sie streichelte und sie rascheln ließ, als besäße sie einen Willen.

Im Garten lebt's sich anders, wisst ihr? Man ist nie allein, auch wenn das Leben deine Welt schwarz gestrichen hat. Wolkenrauschen und Gräserrascheln. Die Lieder der Vögel aus der Ferne, das Arbeiten und Hämmern des nahen Dorfes. Ich liebte ihn, den Garten, meinen Garten, schon ganz jung.

Das hat sich nie geändert.

Sieben war ich und hatte schon meinen Stock – seht ihr ihn – der hier ist es. Vertraue ihm immer noch. Ganz abgegriffen ist er heute. Will aber keinen anderen, hab mich an seine Stimme gewöhnt, wenn er wo gegen stößt. Klack, klack, klack. Wir verstehen uns blind, sag ich immer und dann schweigt er. Er versteht meine Witze nicht, der verknöcherte Spreisel. Er ist zwar taub, sieht dafür aber besser als ich.

Ich stellte an jenem besagten Tag Jonny 421 in den Schuppen, es roch zwar nicht nach Regen, aber sicher ist sicher, und nahm meinen Stock. Zwei Stunden hatte ich noch Zeit, dann würden bei Spectrulum die Glocken bimmeln. Ich hörte das selbst bei Ostwind. Danach dauerte es stets noch 20 Minuten, bis Mutter zu Hause ankam. Nee, dachte ich, die Sonne scheint so warm auf mein Gesicht, heute gehe ich mal wieder

hoch zur Alten Färberei. Was sollte ich auch immer daheim sitzen, wenn mir Jonny 421 so oft erzählte, zu Hause würden die meisten Leute sterben? Ich war zwar blind aber nicht dämlich.

Die Alte Färberei war damals schon sieben Jahre geschlossen. Es gab diesen Chemieunfall, ich war zu der Zeit fast noch nicht geboren, und deswegen machte sie dicht. Ich durfte natürlich nicht dort sein, aber das hielt mich nie auf. Es roch dort schon aufm Parkplatz nach Abenteuern und Farbe. Das ließ mich immer grinsen, wisst ihr? Ich mochte diesen scharfen Duft, stellte mir immer vor, wie Rot aussähe, oder Grün. Riechen konnte ich's ja, nur sehen nicht.

Aussehen ist so ein Wort, über dessen Bedeutung man rätselt, wenn die Augen so nutzlos wie vergammelte Fische sind. Falls Farben sichtbar wären, so stellte ich mir das vor, verhielte es sich wie bei Gerüchen, die sich aus der Ferne erst unscheinbar und schwach heranschleichen, ganz gemacht, und sich dann rasend schnell in deine Nase hineinbohren. Wie so ein Finger. So müsse es auch mit dem Sehen sein, dachte ich. Erst riecht man den Wind nicht, aber dann ist er da, dann sieht man ihn. Bei all diesen Dingen, die er so erzählt, der Wind, der alte Knabe, würde ich ihn gern einmal sehen und ihm durch die Haare wuscheln.

Über'n Mühlenbach, vorbei an den Kohlmann-Feldern und rüber zum Rauforst. Die Alte Färberei stand damals schon dort, genau vorm Ententeich. Ich kannte den Weg auch blind, aber das wusste keiner.

Niemand ging dorthin und ich wusste auch warum: Aus dem leeren Gemäuer strömten Geräusche, die die Leute an Geister glauben ließen. Aber dort hausten nur Ratten, nur Ratten. Ich weiß, wie die klingen und muss sagen, der Hall im Foyer dort

oben nagte wirklich im Kopf. Was Leute hören, aber nicht sehen, jagt ihnen Angst ein. So war's auch dort.

Aber was soll ich sagen? Ich habe keine Angst vor Geistern, weil ich sie nicht mal als solche erkennen würde. Falls sie mich ansprächen, hielte ich sie bestimmt nur für schwache Opas. *Geister reden auch nur wie Menschen*, sagt man. Oder? Aber das ist egal, denn es waren nie Geister in der Alten Färberei. Nie!

Aber andere Dinge.

Meistens lief ich eine Stunde hin und zurück. Es gab da diesen Trampelpfad. Weiß nicht, von wem der stammte, vielleicht vom Filzschlurfer selbst. Das hohe Randgras der Felder streife meine Wangen. Ich war noch klein, Sonne und Regen hatten mich noch nicht so wachsen lassen wie diese Wiesen.

Zauberhafte Sommertage kann man einatmen. Es roch nach saftigen Gräsern und hohen Tannen. Solche Tage muss man sammeln, sich ins Herz brennen, damit sie in stillen Winternächten noch ein wenig nachduften und vom Flügelschlag der Schmetterlinge erzählen.

„Ich höre euch, ihr Bienen! Fliegt mir ja nicht in den Mund!“ Überall Summen und Brummen. Ich spürte sie auf meiner Haut, verjagte sie nie, sondern lächelte mit zusammengepressten Lippen, wenn sie Mund und Nase kitzelten, und deswegen stachen sie mich nie. Paps sagte immer: *Wenn du Menschen mit Güte begegnest, erweisen sie auch dir ihre Achtung*. Das gilt auch für Tiere. Ihr könnt mir's glauben oder nicht, aber mich stach niemals eine Wespe. Eine Mücke ja, aber die sind auch beinahe dümmer als Fliegen auf Pferdegeäpfel.

Es waren drei Kilometer, die mich mein tauber Stock führte. Tack, tack, tack, warnte er mich vor einer Wurzel und dann stieg ich drüber. Was mir damals keiner glauben wollte: Ich verlor

niemals die Orientierung. Nie! Es ist der Wind, der mit seinen hundert Stimmen unsichtbare Landkarten zeichnet, die, je nach Jahreszeit, säuseln oder fauchen. Das ist wie mit den Fotografien: Ob hell oder dunkel, sie zeigen stets das gleiche Land auf eine andere Art. Und außerdem ist jedem Landstrich sein spezieller Geruch eigen.

Dem Bach, er war manchmal morastig und faul wie Eier, folgten Blütenstaub und Getreideduft. Ich konnte mich gar nicht verlaufen. Es gibt immer einen Weg, auch wenn man keinen sehen kann. Man muss sich Zeit nehmen und stehenbleiben, dann erkennt man ihn, dann schafft man alles. Merkt euch das fürs Leben.

Ist das Wichtigste.

Übrigens: Schön, dass ihr euch tatsächlich die Zeit genommen habt und mir immer noch zuhört. Bin ich nicht gewöhnt. Danke! Freut mich sehr. Habt vielen Dank!

Besser ich genehmige mir mal einen Schluck, nicht dass mir die Stimme fusselig wird.

Es war so: Manchmal kroch mir der kleine Schuft, der sich Angst schimpft, doch tatsächlich über'n Rücken, aber die Neugier Neues zu entdecken, überwand ihn holterdiepolter. Ich nahm den Aufstieg zur Sonnenland-Anhöhe und hielt oben erstmal inne.

Irgendwie war die Welt an diesem Tag besonders still. Der Wind trug nur wenige Geräusche aus Regenwiese heran. Leiseleise hörte ich den LKW mit der Nachmittagslieferung für Frau Hohlmann. Die Ladeluke knallte, dann kam nichts mehr. Für Schulgeläute wäre es bereits zu spät gewesen und außerdem

waren Ferien. Ich hätte das Lachen und Geschrei spielender Kinder hören müssen, aber da war keins. Ob die Nacht bereits ihr Tuch über alles gelegt hatte, fragte ich den Wind, aber der antwortete nur: „Hörst du nicht die Bienen summen? Geh weiter, du kennst den Weg.“

Und dann ging ich weiter.

Tack, tack, tack. Ich setzte mich auf die Bank und lauschte dem Specht und dessen bewundernswerten Arbeitsdrang. Als er beschloss, eine Pause zu machen, summte ich „*Hey Tonight*“ von Creedence Clearwater Revival.

Songs konnte ich immer schnell auswendig singen, auch wenn ich im Englischen ziemlich unbedarfte und forsch agierte. Es gab damals so schöne Musik, dass ich die Hitparaden auswendig miträllerte, ohne überhaupt ein Wort Englisch zu beherrschen.

Nach einer Weile stand ich auf, wankte wie ein Grashalm und atmete das Sonnenlicht und die Schönheit der Musik ein. Niemand sah mich, ich sah schließlich auch niemanden. Der Specht hatte die Szene verlassen, was blieb war die Musik meiner Gedanken.

„*Hey, tonight, hm, hm, hm ...*“

Für mich war jederzeit Tonight. Man muss tanzen, als wäre immer Tonight, als sähe niemand zu – das wusste ich damals zwar noch nicht, tat es aber aus reinem Verlangen heraus. Kindliche Sorglosigkeit flankierte meine schwarzen Wege, wie es auch die Klänge ehrlicher Musik taten. Es war damals schön und mehr will ich gar nicht sagen.

Ja, das war's.

Dann kamen die Kohlmann-Felder. Wegen ihres Rauschens staunte ich immer mit offenem Mund. Sie blühten und

raschelten, als beherbergten sie tausend Kobolde, die sich mit kleinen Mützchen vorm Wiesenwind schützten und winzige Koboldzeitungen umblättern.

Ich selbst habe nie eine Zeitung gelesen, wusste aber immer, was drin stand. Jonny 421 erklärte mir alles. Außerdem lasen Kobolde keine Zeitungen – jedenfalls nicht mein kleiner Unhold.

Bei den Feldern merkte ich wieder, dass was nicht stimmte. Die Stille einer ungeliebten Nacht lag auf'm Land, jagte mir trotz des Summens und Brummens, trotz des Zwitscherns und Rascheln einen Schrecken ein. Der Weizen schüttelte Einsamkeit aus seinen Ähren, später erfuhr ich, dass jene Einsamkeit golden war.

Ich vernahm Kornblumenduft, ließ mich leiten vom leisen Wind und ließ eine Welt hinter mir, die mich nicht gebrauchen konnte. Ja, die goldene Einsamkeit der Felder war zeitweise wirklich betörend.

Manchmal röhren Hirsche oder keckerten wütende Eichhörnchen. Ich erkannte alle Tiere und freute mich schon auf die Schafe am Ende der Kohlmann-Felder. Das freundliche Gemüt dieser lautkauenden Wuschelknäule rang mir doch immer wieder ein Lächeln ab. In ihren Stimmen lag noch mehr Frieden als im Gesang der Nachtigallen.

Doch nicht an diesem Tag.

Meine raue Hand, ich höre sie deutlich, streifte über den Holzzaun, tastete alles ab, fuhr über rostige Nagelköpfe und schiefe Querstreben. Rinde bröselte klagend. Das Kauen der Schafe hörte ich nicht. Kein Getrampel, kein Geblöke – nichts. Die Schafe waren nicht hier, das ahnte ich sofort.

Aber sie waren da!

Die Schafe waren da gewesen!

Ich kletterte durch den Bretterzaun, ließ mich von meinem Riechkolben leiten und versuchte, nicht ins Geäpfel zu latschen. Ein paar Meter übers abgerupfte Gras, vorwärts, und dann stieß ich gegen was Weiches. Noch immer hörte ich keinen Laut.

Ich bückte mich, legte den Stock beiseite und tastete in filzige Wolle. Sie fühlte sich fettig an und roch eindeutig nach Schaf. Was ich spürte, war kein Geäpfel, nein, es war ein kaltes Schaf und es lag da, als hätte man ihm den Stecker rausgezogen.

Ich betete, dass es nicht Berta wäre, aber sie war's. Sie hatte so eine herzförmige Kerbe im Ohr, an der ich sie immer erkannte. Normalerweise ist Berta stets die erste an meiner Hand, begrüßt mich mit nasser Zunge – auch wenn sie in letzter Zeit ein bisschen bockig war –, außerdem riecht sie bisschen streng. An diesem Tag roch sie strenger und blieb stumm liegen.

Keinen Muckser machte sie.

An diese Art der Stille kann man sich nicht gewöhnen, sie wird von tausend Fragen begleitet. Nicht mal die Vögel waren zu hören, nur die raschelnden Felder. Der Wind, der Wind, der sang, der ließ mich frösteln und blies mir Klarheit tief in den trägen Kopf hinein.

„Berta ist tot“, säuselte er.

Nicht nur Berta war tot, wusste ich dann und tastete nach ihrem Maul. Die Zähne ragten trocken und kalt hervor, klapperten nicht und bissen nicht – aber sie bissen nie.

Die Art dieser Geräuschlosigkeit glich der Stille jener Momente, in denen mich der Filzschlurfer heimsuchte. Er versuchte immer, mich an den Haaren zu ziehen, den Mund zuzuhalten oder in die Nase zu zwuckeln. Weil ihm das jedoch nie gelang, stellte er mir regelmäßig ein Bein und dann polterte ich wie ein blinder Trottel über'n Boden.

Er war hier! Ich spürte ihn! Der Filzschlurfer streckte seinen kalten Griffel nach mir aus. Ich roch seinen faulen Atem, sprang auf, rutschte in einem Haufen Geäpfel aus und setzte mich geradewegs in die Scheiße. Voll rein, wie ein blinder Trottel. Ich roch sofort, worin ich gelandet war. Kein einziges Schaf quittierte mein Ungeschick mit lästerlichem Geblöke. Nein, die Weide blieb still wie das Schlafzimmer einer verstorbenen Oma.

Der Filzschlurfer hatte gesiegt und kicherte wie böser Wind.

Es war das erste Mal, dass ich etwas sah! Das allererste Mal erkannte ich etwas in meiner absoluten Schwärze! Als ich nämlich auf dem Boden aufschlug, fuhr mir ein Blitz in den Kopf.

Der Blitz war grün – ich lernte den Namen dieser Farbe erst später –, wieselflink und zischte wie eine Rakete davon.

Ich dachte, ich hätte mir das nur eingebildet, aber schon einen Tag später wiederholte sich diese Sache und bestätigte mir, dass ich tatsächlich etwas gesehen hatte. Aber dazu später noch. Ich schüttelte den Kopf, versuchte aufzustehen und stützte mich an Berta. Kalt und steif lag sie neben mir. „Berta! Berta?“

Sie hörte nicht. Kein Mäh, kein Möäh entsprang ihrem reglosen Maul.

Kälte kroch mir übern Rücken. Was, wenn alle Schafe tot wären? Wenn sie mit leblosen Guckerchen alle vor mir lägen, mich ansähen, als wäre ich der nächste Kandidat für die stille Wiese? Was, wenn die anderen Schafe noch lebten und in einträchtiger Totenwache mein Stören von Bertas Leichenschlaf missbilligten?

Ein paar Vögel wurden aufgescheucht und im angrenzenden Rauforst raschelte irgendetwas. Der Wind ließ meine Haare flattern. Fäule stieg in meine Nase. Ich trieb in Eiseskälte über

eine Wiese aus Tod. Gräser rieben sich aneinander und kleine Tiere verhöhnten mich mit hundert Augen.

Ich sah nichts mehr – absolute Dunkelheit –, wusste aber, dass ich nicht allein auf diesen Weiden stand und wartete auf die zwicklige Berührung des Filzschlurfers. Falls es ihm gelingen sollte, mir hier draußen den Mund zuzuhalten oder mich zu erwürgen, fände mich keine Menschenseele.

Die Nachmittagssonne ließ mein Gesicht glühen. Schweiß ließ mir an den Armen herunter. Als ich meinen Stock aufhob, streifte ich zum letzten Mal die wuschelige Berta.

Mit klopfendem Herzen, gejagt vom schleichenden Filzschlurfer, verließ ich die Weide der Grieswäld und trat den Rückzug an. Ich war ein kleiner Junge, hätte auch schreien können, eilte aber stumm davon. Paar Äste schlugen mir ins Gesicht, ich hielt das aus. Mit körperlichen Schmerzen kommt ein blinder Junge gut zurecht, sie begleiten ihn stets. Und die anderen Schmerzen sind auch immer da. Paps sagte immer: *Es ist nicht schlimm, wenn man mit den Augen nicht sehen kann, denn dafür kann man mit dem Herzen mehr erkennen.*

Ich weiß nicht, wie er darauf kam, schließlich konnte er doch sehen.

Mit geschlossenen Augen stolperte ich den schmalen Trampelpfad zurück. Tack, tack, tack. Vom Rascheln aufragender Gräsern begleitet, sang ich „Let It Be“ von den Beatles. Musik vertrieb den Filzschlurfer, er mochte sie einfach nicht. Er konnte auch Jonny 421, Bonifalz und Unhold nicht ausstehen, aber keiner der drei war anwesend.

Ich hörte unseren Garten schon von Weitem. Die Amsel sang energisch in der Birke, sie besaß wieder Kraft, hatte ihren Nachwuchs großgezogen. Die kleine Hintertür quietschte wie

eine hungrige Maus und roch nach Schmieröl. Schnurstracks schlich ich zum Baumstamm und setzte mich auf seine sonnenwarmen Altersringe, die riffelig durch meine Finger glitten. Alles roch nach vertrautem Frieden.

Auf der Grieswald-Weide war ich schon oft gewesen, aber dem Tod war ich dort noch nie begegnet. Ich hatte Glück: Der Filzschlurfer hatte mich nicht bekommen, obwohl ich ganz allein gewesen war.

Ich wartete auf Unhold, doch er kam nicht.

Was gab es jetzt zu tun? Später tapste ich zum alten Schuppen, um Jonny 421 um Rat zu fragen, aber wie ich davor stand, wusste ich schon von allein, was nun anstand.

Die Grieswalds wohnten nicht weit entfernt. Nach einer 15 Minuten Wanderung stand ich im Dorf an der Kreuzung vor ihrem Haus. Sonderbare Gerüche gab es hier zuhauf. Eine Mischung aus vergärten Äpfeln und altem Rost. Ahnte nicht, was die Leute zu Hause machten, wollte es aber gern wissen. Petroleumgestank schwebte zusammen mit dem Duft warmen Gebäcks durch die Häuserreihen. In manchen Häusern wusch man Wäsche, woanders backte man Kuchen.

Die Lotte hörte ich schon von weitem. „Armer schwarzer Kater“, sprach sie mit quäkiger Stimme. Andere Kinder raschelten und klackerten um sie herum. Ich hörte Emma Schuhgabler mit zauberhafter Stimme lachen. Man konnte sich in diesen Klang verlieben.

„Miau, miau“, miaute Rosalie.

„Ich bin wie eine blinde Katze,
habe eine dumme Fratze,

kann nicht sehen, wasch mich nich

stinke oft wie alter Fisch.

Miau, miau.

Sag mir bitte wer ich bin,
dann geht der schwarze Kater
zu jemand anderes hin!“

Sie spielten *Armer Schwarzer Kater*. Ein Spieler läuft als Kater im Kreis, geht zu einem Kind seiner Wahl, worauf dieses „Armer Schwarzer Kater“ sagen muss und nicht lachen darf. Der Kater versucht indes, das Kind zum Lachen zu bringen.

„Du bist, lass mich überlegen,
der blinde Karl Weltenlos,
dies sag ich laut und verwegen.“

Vier Kinder lachten über Lottes Antwort. Ich erkannte Emma, Rosalie, Edith und Elke sofort.

Hatte Lotte Grieswald mich gesehen? Warum nannte sie mein Namen? Sie mochte mich noch nie. Lotte schätzte es, im Mittelpunkt zu stehen und klebte an beliebten Kindern wie eine Fliege an Süßkuchen.

„Du hast recht, bist gar nicht schlecht“, sprach Rosalie als schwarzer Kater und fuhr fort:

„Karl Weltenlos, ich sag’s frei heraus,
ist blind wie eine Fledermaus.

Wage dich nicht in sein verfluchtes Haus,
sonst gehen auch dir die Lichter aus.“

Kinderlachen auf offener Straße bezeugte sommerliche Ausgelassenheit. Ich wartete, lungerte in windlosen Ecken. Kühler Schatten leckte Hitze von meiner Haut, tote Schafe bedeckten meine Gedanken. Was mich antrieb, hierher zu kommen, war die Angst um Berta. Wollte den Grieswalds die Nachricht von Berta und der Weide heranbringen und tat ein

paar Schritte in die Sonne, den verstummenden Mädchenmündern entgegen.

Klack, klack, klack, zeigte mir mein Stock den Weg. Wie ein schwarzer Kater mit zu langen Krallen klackerte ich über die leere Dorfstraße. Damals gab's nur wenig Autos. Wenn drei pro Stunde vorbeikamen, war das schon übertrieben.

In den Ferien gehörte das Dorf den sehenden Kindern. Sie besetzten Bäume und Schaukeln, Vorgärten und Grünflächen. Baugerüste wurden Boote, behängte Wäscheplätze Theaterbühnen und Erdhäufen mondartige Planeten. Den Sehenden gehörte die Sonne, den Blinden der Schatten.

Ich wagte mich in ihren sonnigen Blick, hörte sie kichern und glitzern, hörte, wie sie sich gegenseitig anstupsten, bemerkte auch das Rascheln ihrer Ärmchen, mit denen sie auf mich zeigten.

„Lotte?“, rief ich dieser Sonne entgegen.

„Was willst du denn hier?“, quäkte sie begrüßend zu meinem Schatten. „Wir haben keine Zeit, haben zu tun und müssen uns um dringende Angelegenheiten kümmern.“

„Ich wollte euch nur kurz ... Also ich war ...“

„Aber wenn du schon mal hier bist, Karl, sag deinem Vater, dass er unsere Straße nicht mehr fotografieren darf, sonst geht nämlich mein Vater zur Polizei. Wir wollen nicht, dass er unser Haus fotografiert. Richte ihm das aus, Karl!“

„Aber das Fotografieren ist doch seine Arbeit“, erwiderte ich.

„Ach papperlapapp! Du kannst das Foto doch sowieso nicht sehen. Was kümmert's dich?“

„Ich sag's ihm.“

„Und sag deiner Mutter, die Glühbirnen, die sie in ihrer Spectrulum-Fabrik zusammenschustert, machen nur funzliges Licht. Sag ihr, du hättest das von den Leuten aus'm Dorf gehört, selbst kannst du dieses funzlige Licht ja nicht sehen.“

Ich antwortete nicht, blieb in dampfender Hitze stehen, lauschte sonnigem Mädchenlachen und sehnte mich nach Schatten, dem friedlichen Wanken der Weizenfelder und ihrer goldenen Einsamkeit.

„Sag deiner Mutter auch, sie darf keine Glühbirnen klauen. Sie klaut nämlich die Birnen und schraubt sie zu Hause rein. Hat sie Angst vorm Dunkeln? Deine Mutter ist ein Baby. So was Dummes!“ Lotte lachte. „Sollen dir deine Eltern lieber ein Lied singen. Musik magst du doch so sehr? Egal wie schief sie klingt. Na los Mädels, singen wir dem Karl ein Lied!“, forderte Lotte ihrer Freundinnen auf und begann:

„Bei Weltenlos hat's gebrannt, brannt, brannt.

Da bin ich hingerannt, rannt, rannt.

Es war 'ne kaputte Glühbirne, Birne, Birne,

Jetzt liegen dort nur noch ihre verkohlten ...

Gehirne, Hirne, Hirne.“

Danach wiederholten alle Mädchen die Strophe und erfreuten sich an meinem langsamen Verschwinden. Lotte warf ein paar Steine nach mir. Alle lachten, nur Emma nicht.

Ich lief ohne Eile. Es würde noch dauern, bis die Sonne unterging oder in der Glühbirnenfabrik die Lichter erloschen. Ich suchte den Schatten, weil ich mich in ihm wohler fühlte. Frau Rotwalder grüßte mit kränklicher Stimme. Ich erkannte sie am Fichtennadelduft schon viele Meter vorher und lächelte gezwungen.

Klack, klack, klack.

„In einer Woche kommt Frau Färber wieder. Dann wird dir nicht mehr so langweilig sein. Karl, was schaust du heute so griesgrämig drein?“ Mutter schnitt gerade eine Scheibe Brot für Vater ab.

Ich spürte wegen der Wärme oben auf meiner Rübe, dass sie wieder viele ihrer Glühbirnen eingeschaltet haben musste. „Wie sieht es aus, wenn man griesgrämig dreinschaut?“, wollte ich wissen.

„Die Augen zusammengekniffen, die Stirn in Falten. Zitronen im Mund.“

„Zitronen im Mund?“ Ich überlegte, wie ich meine Erlebnisse vortragen sollte, hatte alle möglichen Worte im Mund aber keine Zitronen. *Ich war auf der Weide der Grieswalds. Habe ein totes Schaf gefunden. Manchmal laufe ich bis hoch zu den Feldern. Bitte schimpfe nicht, aber ich war spazieren.* „Ich habe wirklich Zitronen im Mund“, drang es plötzlich aus mir heraus. „Und das sieht man?“

„Ja. Spuck sie aus! Runterschlucken tut im Bauch weh.“

„Ich war den ganzen Tag im Garten und habe etwas Komisches von der Grieswald-Weide gehört.“

„Ach, mein kleiner Zausel, das kannst du nie gehört haben. Ist zu weit weg.“

„Doch, Mama! Habe gute Ohren! Paps kommt gleich, ich höre ihn schon, er sagt immer ...“

„Hoffentlich ist er nicht böse, weil es heute nur einen Rungsen Brot gibt.“

„Vielleicht bringt er etwas anderes mit?“

Vater brachte an diesem Tag nur Geschichten über eine antike Lokomotive mit, erzählte von einem Schaffner, der nur

das Putzen der besagten Lok im Sinn hatte und über eine Gruppe Jugendlicher, die unbedingt mit aufs Bild wollten. Er aß die Käsebröte mit großem Appetit und roch nach Kohlen – fast wie unser Kohlekobold Unhold. Der typische Bahnhofsduft haftete an ihm, noch lange nachdem er sich umgezogen hatte.

Wir saßen den ganzen Abend in der Küche und plauderten. Was sollte ich auch sonst machen, außer plaudern? Ich war den ganzen Tag allein gewesen und sehnte mich nach Gesellschaft. Außerhalb der Ferien besuchten mich Frau Färber, Frau Lutz und Herr Schneider. Sie alle lehrten mir Dinge wie Rechnen, Denken oder Reden. Lesen und Schreiben brachte mir keiner bei. Kann's bis heute nicht. Warum auch? Wenn ich was loswerden will, dann sag ich's. Wenn jemand was erzählen will, hör ich zu. Das Leben ohne Buchstaben ist einfach, wenn mit man mit gewissen Verzicht zurechtkommt.

„Warum klingen die Stimmen alter Leute so schwach?“, fragte ich meine Eltern, in Gedanken an Frau Rotwalder, die mich heute Nachmittag zitternd grüßte.

„Weil das Alter die Menschen schwächt. Es ändert viele Dinge wie den Klang der Stimme, das Aussehen, die Interessen und die Gedanken.“

„Ich kann keine Menschen sehen. Werden Menschen im Alter hässlicher?“

„Ja“, sagte Mutter. „Ihre Haut wird runzelig, ihre Augen trüber. Sie sehen dann auch bald nichts mehr.“

„Nein“, sagte Paps. „Sie werden nicht hässlicher, denn ihr Herz wird schöner. Die innere Schönheit wächst im Alter, ist der äußeren dann überlegen.“ Das war typisch für Paps.

Wir redeten viel und verbrachten ganze Abende in der Küche. Ich war das einzige Kind meiner Eltern, aber ruhig war's bei uns deswegen trotzdem nicht.

„Schon wieder eine Rechnung von der Blindenförderung“, stöhnte Vater und setzte sich vor den Kamin. Die Bank ächzte, der Kohlekobold dahinter lauschte heimlich. „Ich hoffe, ich bekomme den Auftrag für die Schröder-Hochzeit. Dann schaffen wir es sicher durch die nächsten zwei Monate.“

„Was wünschst du dir eigentlich zum Geburtstag, Karl?“, fragte Mutter „Du wirst in einem Monat acht! Stell dir das mal vor! So groß schon!“

Ich antwortete dann: „Ein Foto von uns Dreien. Von unserer Familie.“

„Wozu denn das?“, wollte berechtigterweise mein Vater wissen.

Und ich sagte naiv: „Vielleicht ist es mit'm Älterwerden bei mir andersrum als bei allen anderen. Falls mein Augen im Alter funktionieren, möchte ich auf dem Foto sehen, wie schön ihr jung aussieht. Eure innere Schönheit kenne ich dann schon, aber die äußere will ich doch auch sehen.“

Die Nacht ist dem Tag überlegen, weil sie dem Durchatmen keine besondere Bedeutung zukommen lässt, sondern dieses als Selbstverständlichkeit ansieht. Beide Fenster standen offen, aber das Rauschen der schlafenden Wälder drang nur leise an meine Ohren. Das Dorf atmete durch, ich konnte es träumen hören und stellte mir vor, wie sich alle in ihren Betten drehen, ein Getränk auf dem Nachttischlein stehend.

Im Garten klapperte das hölzerne Windspiel und beruhigte mich mit dem Versprechen eines ewigen Zuhauses. Es roch nach

Erde und geschlossenen Blumenblüten. Der Fuchs war noch nicht dagewesen und der Igel hatte schnell aufgehört, geisterhaft die Stille zu bestöhnen.

Mein Zimmer, fünf große Schritte lang, drei breit, farblos und schwarz, beherbergte mich in Sommernachtswärme. Trotzdem gelang es mir nicht – wie sagt man so schön –, die Augen zu schließen. Nicht das Durchatmen stiller Nächte war zu hören, nein, das Schweigen anklagender Totengespenster wallte durch zu dicht gesponnene Spinnennetze. Feine Fasern woben Gedanken ein und versponnen deren Ende mit unabsehbar langen Fäden.

Ich konnte keine Schäfchen zählen, wenn diese tot auf lichtlosen Weiden ruhten. Morgen früh hing kalter Tau in ihrem Fell wie Müdigkeit in meinem Gesicht. Sie ließen mich einfach nicht schlafen.

Es gab so vieles, was ich mir nicht vorstellen konnte. Wie sehe ich aus? Warum werden Tote zu regungslosen Steinen? Wie klingt eine Schafsherde bei Nacht? Und: Weshalb müssen Schafe sterben?

Eine Nachtwiese, von absoluter Stille gegerbt, als Totenbett für Schäfchen, die sich nicht mehr zählen ließen. Ich kannte jenes Schwarz sehr gut, aber das Schwarz dort oben auf der Weide musste jetzt noch viel dunkler gewesen sein.

Ich hätte es sagen sollen.

Etwas nagte an mir, etwas anderes in den Wänden. Bonifalz, der Roboter, den ich aus einer Bohnendose konstruiert hatte, quietschte manchmal einfach so. Ich wusste nicht warum. Zu meiner Sicherheit bewachte er meinen Schlaf vom Nachtschränkchen aus.

Vorm Nachtschränkchen saß der Filzschlurfer und knackte mit seinen Fingern. Ich versuchte nicht hinzuhören. Vorhin, Birkenäste hatten raschelnd seine Schulter gestreichelt, war er mit seinen Filzschuhen durch den Garten geschlichen, verbarg sich kurz in bedrohlicher Stille und nutzte eine flüsternde Windböe, um ungehört in mein Zimmer zu huschen. Und jetzt saß er da, knackte mit den Fingern und zählte jene Spinnen, die mit ihren klappernden Beinen am Fensterglas seidene Traumfänger spinnen und nächtliche Insekten auflauerten.

Ich versteckte mich unter der Bettdecke und wünschte mir, Jonny 421 hätte etwas erzählt, doch er blieb stumm. Träume sind nichts anderes als nächtliche Insekten. Sie schwirren um deinen Kopf und saugen dich aus.

Als die Nachtigall ihr wundervolles Lied anstimmte, wusste ich, dass alles gut werden würde. Ihre Stimme hallte von den Wiesen zurück, als wäre die Nacht eine Bühne für die allerschönsten Lieder.

Ich erinnerte mich: Eines Tages hatte Jonny 421 berichtet, weshalb Nachtigallen bevorzugt im Stillen und Dunkeln singen.

„Sie singen nachts, weil die Weibchen es so wollen“, hatte er berichtet.

Weibchen: Das sind die Mädchen mit den hohen Stimmen und dem anderen Geruch, dachte ich. Und dann kamen die Spinnen vom Fenster angesprungen und verklebten weitere Gedankenfäden.

Weshalb sollte ich wegen Mädchen länger aufbleiben und mich im Bett wälzen, wenn sie meine Mühen mit Spott vergüten? Und warum bin ich, wie ich bin und nicht anders?

Mutig streckte ich meinen Arm aus der Decke heraus und griff nach Bonifalz, der leise quietschte. Kaum hatte ich ihn in

die Finger bekommen, hörte ich den Filzschlurfer davoneilen. Er mochte Bonifalz nicht, suchte meistens das Weite, wenn er ihn sah.

Erleichtert atmete ich durch und schlug die Decke zurück. Als ich mich aufsetzte, hörte ich draußen etwas poltern. Vater und Mutter schliefen bereits. War das wieder der Filzschlurfer? Normalerweise verhielt er sich mucksmäuschenstill. Nur ich konnte ihn hören – hab schließlich die besten Ohren. Beim zweiten Poltern währte ich mich aber sicher, dass beide Geräusche nicht von ihm stammten. Mit Bonifalz in der Hand schlüpfte ich in meine Pantoffel und horchte an der Tür. Die Diele quietschte unter meinem Gewicht.

Womöglich streifte Mister Led Zeppelin auf seinen samtigen Tatzen durch die Stille. Unser Kater schlief oft den ganzen Tag und begab sich dann in tiefster Nacht auf Mäusejagd.

Rollte da jemand einen Apfel über den Flur? Eine Kartoffel? Mister Led Zeppelin wäre nicht imstande gewesen, solche Laute von sich zu geben. Hatte eine Vermutung, um wen es sich handeln könnte und öffnete die Tür. Das Rollen hielt an. Roch ein bisschen muffig da draußen – kein Wunder, ich war unterm Fenster frische Luft gewohnt.

„Ach du bist’s“, flüsterte der Kohlekobold mit seinem kratzigen Stimmchen. „Ist das nicht zu spät für kleine Jungs?“

„Kann nicht schlafen“, antwortete ich so leise wie möglich.

„Pillepalle“, erwiderte er.

„Der Filzschlurfer hockte vor meinem Schrank und wartete darauf, dass ich einschlafe, damit er mir den Mund zu halten und mich ersticken kann. Der knackt schon mit den Fingern, kann es kaum erwarten.“

„Hörst du mir überhaupt zu? Der traut sich das nicht, wenn du deinen Bonifalz dabei hast. Der beschützt dich. Weißte doch! Den haben wir doch extra wegen ihm gebaut. Schon vergessen?“

„Na ja, aber weißt du, Unhold, ich hatte trotzdem Angst.“

„Angst ist was für Pantoffelhelden und Konservendosenfresser und das sind wir doch nicht? Oder?“

„Nein.“

„Sag: Ich, Karl der Große, bin kein Pantoffelheld und kein Konservendosenfresser.“

„Ich, Karl der Große, bin kein Pantoffelheld und kein Konservendosenfresser“

„Und jetzt etwas männlicher!“, brüllte der kleine Mann.

Ich trat in den Flur und beugte mich leise pischpernd seinem Stimmchen entgegen. „Nein! Dann wachen meine Eltern auf.“

„Ach. Pillepalle. Die schlafen, hab deinen Alten schnarchen hören.“

„Was machst du überhaupt hier?“

„Hab mir eine Boccia-Kugel vom Boden geholt.“

„Ist es jetzt nicht zu spät für Boccia und Dotzball?“

„Es dreht sich nicht immer alles nur um Spiele, Karl. Ich will mir einen Helm bauen.“

„Einen Helm?“

„Genau“, antwortete er und rollte die schwere Kugel weiter.

„Einen Helm aus einer Boccia-Kugel?“

„Hilf mir lieber, statt dumme Fragen zu stellen.“

„Aber die Kugel ist doch gar nicht hohl und außen ganz hart.“

„Man, bist du heute mal wieder eine Weichbirne, Karl. Du brauchst auch einen Helm, damit dir nicht zu viel Dummheit in

die Rübe fliegt. Denkst du, ich baue mir einen Helm aus Eiern, Äpfeln oder Tennisbällen? Das Ding muss auch was aushalten!“

„Ja aber wie willst du die Kugel aushöhlern? Die ist massiv und schwer.“

„Karl? Karl? Hallo? Ich bin ein Kohlekobold! Ich habe schon Felsen ausgehöhlt, da gab's dich noch gar nicht. Ich bin ein Spezialist im Aushöhlern. Was meinst du, wer das Loch hinter der Kaminwand ausgehackt hat?“

„Der Schornsteinfeger?“

„Bei der Kacke am Grunde der Bergener-Kohlegrube! Nein! Nein! Nein! Das gibt's nicht! Geh ins Bett Karl, wir reden morgen weiter. Du brauchst Schlaf.“

„Ja aber der Filzschlurfer? Wenn der wiederkommt!“

„Wird er nicht. Ich passe auf! Karl! Ab ins Bett mir dir! Zack zack!“

„Aber weshalb benötigst du jetzt einen Helm?“

„Wir reden morgen oder ein anderes Mal. Ruh dich aus! Es ist spät. Das ist keine Uhrzeit für kleine Jungs. Abmarsch in die Furzmole. Aber zackig.“

„Aber Unhold!“

„Los jetzt!“

Was sollte ich schon machen? Leise schloss ich die Tür hinter mir und legte mich mit Bonifalz ins Bett. Ein Weilchen hörte ich noch Unhold zu und überlegte, was er wohl vor meiner Tür trieb. Sacht es Gehämmer, Geroll, Geschabe und andere leise, eigenartige Geräusche drangen von draußen herein. Das war schön.

Ich fühlte mich behütet.

Es dauerte nicht lang, bis ich einschlief. Der Filzschlurfer kam in dieser Nacht nicht mehr, auch Jonny 421 blieb still, aber die Nachtigall sang noch eine volle Stunde.